In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 77. Posen, den 1. April 1928. 2. Jahrg.

Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

Von Alfred Schirokauer.

5. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

V.

Ahnungslos erwachte Robert Brook zu dem grausamsten Tage seines Lebens. Als er, ziemlich bedrückt, zum Frühstück erschien, machte Jeremia Ronald, der gewohnt war, vor dem ersten Hahnenschrei seine breitgestreckten Plantagen zu besichtigen, mit einem wiegenden Gange, die Hände in den weiten Taschen seiner weiten Hosen, schon seine Morgentour durch alle Räume des Erdgeschosses. Mit seiner lauten Urwüchsigkeit begrüßte er den Hausherrn.

„Morgen, mein Sohn,“ brüllte er ihm durch den Salon und Arbeitszimmer entgegen, „gut dem Glück entgegengeschlafen?“

Jetzt hatte er Bob erreicht und schüttelte ihm energisch die Hand.

„Das wird einen Spaß geben, wenn Flory jetzt herunterkommt von ihrem Bauer und ich ihr ihren Bräutigam vorstelle?! Die wird ein Gesicht machen! Jawoll, so inszenieren wir es. Ich stelle dich ihr als ihren Bräutigam vor.“

Sein rundes gesundes Gesicht strahlte vor Ueberraschungsfreude.

„Was meinst du, was sie sagen wird? He, mein Junge?“

Mein Junge hatte hierüber keine ausgebildete Meinung. Ihm war sehr übel heute morgen. Eine schlaflose Nacht ist Entschlüssen vom Tage vorher nicht immer hold. Seine Verlobung erschien ihm heute wie gelinder Wahnsinn. Aber zu ändern war daran freilich nichts mehr. Getan war getan. Man war nicht umsonst Gentleman und Ehrenmann. Der Würfel war endgültig gefallen.

Doch er hatte eine ehrliche, jämmerliche Angst vor der ersten Begegnung mit seiner Braut. Denn das war sie nun doch wohl nach dem besiegelnden Kusse und den Worten, die gestern abend zwischen dem Vater und ihm gewechselt worden waren. Nein, er freute sich nicht auf den bräutlichen Kuß, der jetzt dem väterlichen folgen mußte. Mit einiger Pein blickte er auf die Tür und dachte:

„O, wenn sie doch nie käme.“

Er wußte nicht, wie nahe sein Wunsch der furchtbaren Wirklichkeit war.

Die beiden Herren standen in der Nähe der Tür des Frühstückszimmers und harrten. Ronald mit spitzbübischer, munter erwartungsvoller, Bob mit gezwungener, etwas verzerrt heiterer Miene. Er war sehr blaß, der arme Junge.

Plötzlich rief der Alte: „Achtung — sie kommt!“

Die Treppe draußen knarrte.

Doch nein, sie kam nicht. Es war eine der weiblichen dienstbaren Geister.

So warteten sie auf die Braut etwa eine halbe Stunde mit mannigfacher Bereitstellung und Enttäuschung. Dann wurde Jeremia ungeduldig, und Bob konnte die Spannung der Hinauszögerung des Unausbleiblichen kaum noch ertragen.

Der Vater zog die Uhr. „Wo bleibt sie nur?“ murmelte er.

„Vielleicht hat sie verschlafen,“ preßte Bob hervor. „Sie weiß ja auch nichts davon — von — von ihrer Verlobung!“

Der Alte schüttelte ärgerlich den kahlen Kopf. „Ausgeschlossen. Wir frühstücken immer zusammen um fünf Uhr. Sie hat noch nie verschlafen. Wir wollen mal jemand hinaufschicken, nach ihr zu sehen.“

Es dauerte geraume Zeit, ehe das Mädchen zurückkam.

Der alte, behaglich gefestigte Mann wurde sichtlich nervös. Er ging in großen Schritten auf und nieder. Es war wie eine Ahnung kommenden Unheils.

„Vielleicht ist sie krank geworden,“ sagte er leise.

„Dann hätte sie doch sicher geklingelt,“ tröstete Robert.

„Es gibt Erkrankungen, die einen zu jeder Handlung unfähig machen,“ unkte der besorgte Vater.

„Immerhin bei jungen Menschen doch selten,“ bedeutete Robert.

Jeremia schwieg. Die Minuten dehnten sich qualvoll. Endlich stürzte das Stubenmädchen atemlos herein. Nach Worten ringend, blieb sie in der Tür stehen. Die beiden Männer starrten sie stumm an.

„Miß Ronald“ — stieß das Mädchen endlich hervor —

Weiter kam sie nicht. Hinter ihr erschienen die fassungslosen Gesichter der übrigen Dienerschaft.

„Was ist — —?“ ächzte Ronald.

„Was ist —?“ sekundierte Bob.

„Miß Ronald — ist — nicht —“

„Was ist sie nicht?“ trieb voll Angst der Vater.

„In — ihrem — Zimmer!“

„Nicht in ihrem Zimmer!“

„Nein, Mr. Ronald.“

„Vielleicht ist sie im Badezimmer,“ rief Bob.

„Auch dort ist sie nicht.“

„Wir haben das ganze Haus abgesucht,“ mischte sich der Diener hier in die beklemmende Unterhaltung.

Ronald blickte verwirrt und benommen auf den Herrn des Hauses.

„Sie wird im Garten sein,“ beruhigte der

„Wir haben auch den Garten abgesucht.“

„Vielleicht ist sie fortgegangen.“

Unwillig erregt schüttelte Jeremia den Kopf zu dieser Torheit des Schwiegersohnes.

„Wo sollte Flory hingehen — jetzt vor dem Frühstück?“

„Die Vordertür ist auch noch verschlossen und verriegelt,“ meldete der Diener.

„Und die Hintertür?“ fragte Brook, der noch an kein Rätsel und Wunder glaubte.

„Meine Tochter benutzt doch nicht die Hintertür!“ rief der Vater heftig. Der alte Mann war vor angstvoller Erregung völlig verwandelt.

„Ja, wo soll sie denn aber sein?“ erwiderte Bob gekränkt über die brüske Zurechtweisung.

Statt jeder Antwort stürmte Ronald hinaus und die Treppe zum ersten Stock hinauf, in dem die Fremdenzimmer lagen. Bob folgte ihm.

Geheimnisumwittert flüsternd blieb die Dienerschaft zurück.

In Florences Zimmer war zunächst nichts Auffälliges zu bemerken. Das Bett war benutzt, das sah man. Im Schrank hingen alle ihre Sachen.

„Unbegreiflich,“ stöhnte der Vater, „wo mag sie sein?“

Auch Robert wußte es nicht.

„Das sieht ja beinahe wie —“

„Wie, was?“ fragte Bob.

„Wie ein Verbrechen aus.“

„Ein Verbrechen?“

„Nun ja — wissen sie nicht, was das ist?“

In seinem Kummer um sein Kind vergaß der Alte die verwandtschaftlichen Beziehungen, die ihn mit dem jungen Manne einten.

Freilich wußte Brook, was ein Verbrechen ist. Aber die Möglichkeit hatte ihn doch noch nicht ergriffen.

„Was für ein Verbrechen?“ stammelte er.

„Weiß ich, eine Entführung, ein Mord,“ ächzte Ronald.

Robert blickte den Alten ungläubig an.

„Das ist doch nicht möglich,“ erwiderte er unsicher, „so was kommt in Wirklichkeit nicht vor.“

„So?“ rief Jeremia grob. „So was kommt nicht vor? Großartig! Bei uns in Greenville ist es im letzten Jahre zweimal vorgekommen. Aber natürlich in Ihrem hochehrlichen Neuyork kommt so was nicht vor!“

Er war unangenehm verändert, der alte Herr. Alles, was wahr ist. Doch der Scherz erhöht nicht immer die angenehmen Seiten des Charakters.

Robert blieb hartnäckig. „Wer sollte sie entführen?“ erwog er.

„Und hier aus dem ersten Stock. Sie haben ja nur zwei Zimmer entfernt geschlafen. Sie hätte doch geschrien und sich gewehrt.“

„Ich schlafe wie eine Ratte,“ knurrte Jeremia und ging zu einem der offenen Fenster. Er beugte sich hinaus.

„Da sehen Sie,“ schrie er auf, „da —!“

Im Bruchteil einer Sekunde war Bob neben ihm und ließ seine Augen der Richtung des weisenden Zeigefingers des Alten folgen. Wahrhaftig, es sah fast so aus, als wären dort unten Fußspuren.

„Und da am Spalier,“ jammerte der Greis.

Weiß Gott, auch am Spalier, das sich an der Wand hinaufzog, waren deutlich erkennbare Merkmale.

Robert lief es eiskalt um die Hirnrinde und dann das Rückenmark hinunter. Sein Gesicht war fahl geworden. Ohne Zweifel, das sah fast aus wie ein Verbrechen. In seinem Hause! An seinem Gaste! An seiner Braut!

Die Knie zitterten ihm. Er mußte sich gegen das Fensterbrett lehnen.

„Polizei!“

Das war der einzige Gedanke, der sich seinem von Entsetzen gelähmten Kopf, und der einzige Laut, der sich seiner von Grauen erstickten Kehle entrang.

Der Vater stierte noch immer in die Tiefe, in die man offenbar sein Kind geschleppt hatte.

Da ward die Tür des Zimmers aufgerissen. Bill Hoot stand auf der Schwelle.

Schwiegervater und -sohn wandten sich blitzschnell nach ihm um.

„Was ist hier geschehen?“ fragte er mit der Ruhe des Polizeimannes im Betriebe. „Der Diener erzählt mir, daß —“

Da unterbrach ihn Ronald: „Bill — Sie sendet Gott.“ Das stimmte nun zwar nicht ganz. Billy Hoot war gekommen, seinem Versprechen gemäß, Florence durch das dunkelste Neuyork zu führen. Sie wollte es durchaus einmal sehen, ohne jedes Vorgefühl, wie bald und mitwirkend sie es kennen lernen würde.

„Bill, Sie sendet Gott!“ rief der Vater. „Gut, daß Sie da sind. Florence ist entführt! Einen Augenblick schien die Liebe Billys die Unerschütterlichkeit des Polizeimannes zu überwältigen. Er taumelte zurück. Aber sofort hatte er sich in der Gewalt.

„Woraus schließen Sie das?“ fragte er. Seine Stimme klang eisern beherrscht.

„Sie ist fort,“ klagte Jeremia. „Und da unten am Boden und hier im Spalier —“

Billy trat zum Fenster und blickte mit prüfender Sachkunde hinab. Ein Fluidum von Sicherheit und Zuversicht strömte von seinem mannhaften Wesen und disziplinierten Vorgehen auf die anderen über.

„Wie gut, daß ich Sie habe,“ flüsterte Ronald. „Bringen Sie mir sie wieder!“

Bobby hielt es für seine Pflicht als Bräutigam, hier einzuwerfen: „Auch mir!“

Beide Beschwörungen machten wenig Eindruck auf den Polizeioffizier. Er durchforschte scharf die Spuren. Wortlos löste er sich vom Fenster und ging zur Tür.

„Was gedenken Sie zu tun?“ fragte Robert schüchtern. Das verhängnisvolle Ereignis war ihm als Hausherrn, Gastgeber (und Bräutigam) gleich peinlich und niederschmetternd.

„In den Garten zu gehen,“ erwiderte Bill lakonisch.

Auf der Treppe trafen sie den Diener. Er trug einen Brief an Mr. Ronald in der Hand.

„Der Brief lag im Briefkasten,“ meldete er.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tragödie des Wunderkindes Jacque Crichton.

Von Leo Matthias.

I.

Zugrunde gehen kann jeder. Aber durch ein Uebermaß von Gesundheit umzukommen — wie jene Rennpferde, die sich im Lauf ihre Muskelbänder zerreißen, weil die Kraft stärker ist als das Fleisch —, dieser Tod trifft nur wenige.

Es ist daher zu verstehen, daß man die Geschichte Jacque Crichtons einige Jahrhunderte lang nicht vergessen konnte. Tragik ist seltener als der Ruhm, und daß beides sich verbindet, und noch dazu im Leben eines Kindes, dafür gibt es im letzten Jahrtausend vielleicht nur dieses eine Beispiel.

II.

Ganz im Gegensatz zu jenen unzähligen Kindern, die mit zehn Jahren berühmt und mit zwanzig vergessen sind, verlief die Ruhmeskurve Jacque Crichtons von seiner Kindheit ab aufwärts. Auch findet man in seinem Leben keinen jener Betreuer, die sich bis zu ihrem Tode von einem Kinde ernähren lassen, weil sie — wie sie zu sagen pflegen — seine Erziehung bezahlt haben.

Crichton bestimmte bereits mit zehn Jahren seine Studien selbst. Seine Eltern, schottische Adlige aus der Grafschaft Perth, waren geneigter, seine Reit- und Fechtkünste zu bewundern, als jene erstaunlichen geistigen Fähigkeiten, durch die er schon damals in Edinburgh Aufsehen erregte. Als sie da eines Tages hörten, daß ihr Sohn einen berühmten Fechter Schottlands besiegt hatte, hielten sie seine Ausbildung für beendet und ließen ihn zurückkommen.

Crichton kam, erklärte aber noch am gleichen Tage, nicht vierundzwanzig Stunden zu bleiben, falls man ihm nicht erlaube, zum Abschluß seiner Studien nach Paris zu gehen. Widerstrebend wurde es ihm gestattet.

Kurz darauf verläßt der Fünfzehnjährige, nur von einem Diener begleitet, Schottland und betritt — vollkommen unbekannt, nur mit einigen Empfehlungen in der Tasche — an einem Herbsttag des Jahres 1575 den Kontinent.

In Paris angekommen, mietet er drei Zimmer, sendet seinen Diener sofort zu einem Drucker, der eine Stunde später auch erscheint, und gibt ihm einen beschriebenen Zettel mit dem Auftrag, den Text eiligst zu setzen.

Zwei Tage später hing an sämtlichen Türen sämtlicher Colleges von Paris der Anschlag, daß Jacque Crichton, Edelmann, gebürtig aus der Grafschaft Perth in Schottland, bereit sei, jedem, der dazu Lust verspüren sollte, sich mit ihm zu messen, auf irgend welche Fragen in zwölf Sprachen, und zwar in Vers oder Prosa, Rede und Antwort zu stehen.

Niemandem fiel es ein, die Ankündigung ernst zu nehmen.

III.

Frau von Rompart war 23 Jahre alt, Frau des berühmten Grammatikers, und ebenso bekannt durch ihre Häßlichkeit wie durch ihre Sammlung von Volkstrachten und Spitzen.

Sie hörte von Crichton durch den Abbé Corde und machte sofort den Vorschlag, die Herausforderung anzunehmen.

„Wenn es ein Scharlatan ist, werden wir wenigstens das Vergnügen haben, einen Schotten in seinem Kostüm zu sehen," meinte sie.

„Ich kann ihm nicht vorschreiben, mit nackten Knien zu kommen," erwiderte Corde.

„Warum nicht? Teilen Sie ihm mit, daß Sie die Herausforderung nur unter dieser Bedingung annehmen."

„Man wird über mich lachen."

„Man wird nur über Ihren Witz lachen," erklärte Frau von Rompart. „Wenn Sie diese Bedingung stellen, weiß ganz Paris, daß Sie uns ein Schauspiel bereiten wollen, und man wird Ihnen dafür dankbar sein. — Wieviel Sprachen beherrschen Sie, Corde?"

„Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Aramäisch, Italienisch und etwas Spanisch."

„Das sind nur sechs. — Ich werde mit Herrn von Rompart sprechen. Wir werden ein Komitee bilden, in dem Kenner aller Sprachen und Wissensgebiete vertreten sind."

Der Grammatiker Rompart lachte und lehnte diesen Vorschlag ab.

Corde aber besuchte am nächsten Morgen Crichton.

IV.

Weder Frau von Rompart noch irgend jemand anders wurde von dem Inhalt dieses Gespräches unterrichtet. Aber Corde verwendete sich seit jenem Augenblick mit solchem Eifer für das Zustandekommen der Diskussion, daß Frau von Rompart an Crichtons Bereitwilligkeit, mit nackten Knien zu erscheinen, nicht mehr zweifelte. Sie war mit Corde sehr zufrieden. Die Diskussion schien gesichert. Vier seiner Freunde erklärten sich schließlich auch bereit, die Herausforderung anzunehmen.

Es ist allerdings wahrscheinlich, daß sie es nur taten, um Corde, der ihnen durch sein Drängen lästig geworden war, loszuwerden; denn als am nächsten Tage beraten wurde, worüber man sich mit Crichton unterhalten solle, stellten sie die unmöglichsten Bedingungen und bestanden auf mindestens 1500 Fragen. Corde versuchte vergeblich, sie von dieser Forderung abzubringen. Man erklärte, unter diesen Umständen auf das Turnier zu verzichten, und der verzweifelte Abbé konnte daher nichts anderes erreichen, als daß man den Termin wenigstens um einige Tage hinausschob, um Crichton für die Vorbereitungen Zeit zu lassen.

Termin des Wettstreits und Fragenzahl wurden ihm daraufhin schriftlich mitgeteilt.

Er erwiderte noch am gleichen Tage — und diese Antwort erregte vielleicht noch größeres Aufsehen als der Anschlag an den Colleges. Er erklärte, daß ihm die Zahl der Fragen v o l l k o m m e n g l e i c h sei; es handle sich nur um eine „affaire du temps et non pas d'étude", und falls man ihm 2000 Fragen vorlegen wolle, so sei er damit auch einverstanden, gesetzt, daß es dem Publikum nicht langweilig würde, zuzuhören.

Corde triumphierte. Er lief mit dem Brief sofort zu Frau von Rompart. Frau von Rompart zeigte ihn Scaliger, der sich zufällig in Paris aufhielt, und dieser berühmteste Philologe des sechzehnten Jahrhunderts wurde durch die Kühnheit Crichtons so gereizt, daß er erklärte, sich an dem öffentlichen Fragespiel zu beteiligen. Durch diese Bereitschaft empfing der Fall Crichton plötzlich seine Sanktion. Gelehrte aller Wissenszweige drängten sich dazu, an dieser Diskussion teilzunehmen. Schließlich waren es 48 Männer (unter ihnen auch Herr von Rompart), die sich zu einem Komitee vereinigt hatten.

K e i n e r w u ß t e , d a ß d e r G e g n e r f ü n f z e h n J a h r e z ä h l t e. Crichton verließ nicht seine Wohnung, und Corde s c h w i e g.

V.

Am vereinbarten Tage war das Auditorium maximum des Collège de Navarre derartig überfüllt, daß man die Türen offen ließ, um denjenigen, die auf dem Flur stehen bleiben mußten, wenigstens die Möglichkeit zu geben, die Diskussionsredner, die sie nicht sehen konnten, zu hören.

Man hatte sogar einige Frauen zugelassen. Die saßen links vom Katheder, unter dem weißgetünchten Bogen einer Galerie, die sich um den dunklen Saal zog. Unmittelbar unter ihnen hatten die Gelehrten ihre Plätze, während der Raum rechts vom Katheder, dort, wo die Fenster lagen, für Crichton frei blieb.

Aber Crichton kam nicht. Man wartete zehn Minuten, fünfzehn Minuten. Man fing an zu trampeln. Es waren etwa zwanzig Minuten vergangen, als die öffentliche Stimme schließlich seinen Namen in den Saal rief.

Atemlos sprang er auf das Podium.

Es war nicht nur Frau von Rompart, die ihn sofort liebte. Sie erzählte später, sie habe es im ersten Augenblick gar nicht bedauern können, daß er nicht sein schottisches Kostüm trug; der Eindruck des blondgeschopften Fünfzehnjährigen sei „z u h i n r e i ß e n d" gewesen. Und dieses Gefühl muß ganz allgemein gewesen sein, denn als sich Crichton verneigte und die aufregende Mitteilung machte, daß er zu spät gekommen sei, weil man ihn auf der Straße ü b e r f a l l e n habe, empfand man die Gelegenheit, Zunge und Hände sprechen lassen zu dürfen, wie eine Erlösung, und beglückwünschte ihn zu dem überstandenen Abenteuer durch Zurufe und Klatschen.

Dann begann der Wettstreit.

Scaliger erhob sich, drückte das Barett fest auf den Kopf und fragte ihn, nachdem die üblichen Begrüßungsformeln hin- und hergegeben waren, ob er Arabisch verstände. Crichton bejahte, und Scaliger forderte ihn daraufhin auf, ihm die Philosophie des Alkendi mit wenigen Worten zu entwickeln. Als Crichton dies tat und auch noch einige andere Fragen ohne Zögern beantwortet hatte, stand ein Zweiter auf und unterhielt sich mit ihm lateinisch über das Buch „De isomnis" des Hippokrates. Dann erhob sich Corde und fragte ihn aramäisch, warum das vierte und siebente Kapitel des Buches „Esra" „chaldäisch" geschrieben sei. Und als Crichton auch darauf eine Antwort wußte, erkundigte sich ein Baske in seiner Heimatsprache nach dem Namen des ersten christlichen Apostels in den Pyrenäen.

Die Fragen und Sprachen wurden immer bunter. Man fragte ihn griechisch und italienisch, spanisch und hebräisch. Er antwortete schnell, ohne sichtbare Ueberlegung, und war nur dreioder viermal ratlos. Auch zeigte er keine Spuren von Ermüdung. Er hatte sogar Kraft genug, die Zuhörer immer wieder zu ermuntern. Als z. B. einige in der dritten Stunde anfingen zu gähnen, erwiderte er einem Finnen, der ihn über Olai Tawast interpellierte, russisch, und gleich darauf einem Russen dänisch. Man applaudierte, lachte. Die Aufmerksamkeit war wieder angespannt. Es wird sogar berichtet, daß im Publikum Wetten abgeschlossen wurden, wieviel Fragen oder Sprachen er in einer Stunde auslassen würde.

Eine solche Wette soll den Anlaß gegeben haben, die Diskussion schließlich abzubrechen. Denn nach einem Gespräch zwischen Crichton und einem Ungarn erbot sich, ohne daß dies vereinbart war, plötzlich ein mexikanischer Priester und sprach ihn im N a h o a t l, dem mexikanischen Idiom, an. Crichton aber geriet nicht in Verlegenheit. Er zögerte nur einen Augenblick, warf sich dann hoch und erwiderte übermütig und mit dem Lächeln dessen, der selbst durch eine Niederlage nicht besiegt wird, zum erstenmal — f r a n z ö s i s c h und in Versen.

Der Applaus donnerte. Scaliger sprang auf und umarmte ihn. Corde hielt eine Rede und nannte ihn ein „génie monstreux". Frau von Rompart verließ ihren Balkon und bat Corde, ihr dieses Genie vorzustellen.

Noch am gleichen Abend gab sie zu Ehren dieses Schotten ein Essen. In Gegenwart sämtlicher Gelehrten überreichte Scaliger Crichton das Erinnerungszeichen an seinen Sieg: einen Diamanten.

Crichton dankte und eröffnete mit Frau von Rompart den Tanz.

Am nächsten Morgen beteiligte er sich an einem Ringturnier, dem Tennis des Jahrhunderts, und wurde als fünfzehnfacher Sieger zum Meister der „bague" ernannt.

VI.

Die Tatsachen sind so unglaublich, daß ich befürchte, man wird mir nicht glauben. Aber in jedem Konversationslexikon der Welt findet man einige Zeilen über Jacque Crichton. Auch kann jeder dort nachlesen, daß dieser junge Mann in sämtlichen Städten Europas die gleichen Triumphe feierte wie in Paris, und daß er mit zwanzig Jahren so viele Sprachen und ein so ungeheures Wissen beherrschte, daß seine Zeitgenossen schließlich behaupteten: Er wisse mehr, als ein Mensch wissen kann, und er sei wahrscheinlich der „Antichrist".

Es war wohl die Furcht vor den Folgen einer solchen Legende, die Crichton schließlich bestimmte, eine Stellung als Erzieher am Hof des Herzogs von Mantua anzunehmen. Mantua war kleiner als Paris, London oder Rom. Er konnte sich hier für eine gewisse Zeit verstecken. Eine alte Freundschaft mit seinem Schüler Vincent, dem Sohn des Herzogs, erleichterte ihm den Entschluß.

Diese Freundschaft wäre wahrscheinlich auch immer unverändert geblieben, wenn der Schotte nicht eines Tages von einem Mord an einem mantuanischen Offizier erfahren hätte und darauf den seltsamen Entschluß faßte, die Witwe dieses Mannes zu rächen.

Es war tatsächlich ein seltsamer Einfall. Er kannte gar nicht diesen Mann. Er war auch niemals seiner Frau begegnet (die Behauptung, daß er Beziehungen zu ihr unterhielt, ist längst widerlegt). Er hatte ganz offenbar keine andere Absicht, als einmal die G e r e c h t i g k e i t zu spielen, und er tat das wahrscheinlich, weil sich keine bessere Gelegenheit bot, um zu einem Abenteuer zu kommen, vielleicht aber auch, weil ihn gerade das Unpersönliche einer solchen Rache lockte.

Er entdeckte auch bald den Mörder und tötete ihn im Duell.

Vincent aber konnte ihn von jenem Tage ab nicht mehr lieben. Er verstand ebensowenig wie ein Korse, dessen Blutrache ein Fremder auf sich nimmt, das Motiv, das Crichton bewegen konnte, einen Menschen ohne Haß oder Nutzen umzubringen. Er sah in Crichton einen „unadligen Mörder". Der Gedanke einer ausgleichenden Gerechtigkeit entsetzte ihn. Es gab Richter, die von Amts wegen verpflichtet waren, Menschen zu verurteilen — aber Crichton w a r k e i n Richter. Was ging ihn also dieser Mord an? Warum rächte er, der Privatmann, einen Offizier, den er nicht kannte, an einem Gegner, den er auch nicht kannte?

Vincent fing an, sich Crichton zu entfremden. Er konnte nicht aufhören, seine Fähigkeiten zu bewundern, aber er bemühte sich, sie zu verkleinern. Zu dem allgemeinen Grauen kam auch bald eine ganz bestimmte Furcht: wenn dieser Schotte überall seinen Degen zog, wo einer auf der Straße liegen blieb, so konnte man ihn eines Tages zum Gegner haben. Die Liebe wurde Haß. Die Bewunderung kehrte sich in Neid. Die Existenz des Schotten wurde ihm schließlich zum Anlaß ständiger Erregung. Er bat seinen Vater, ihm einen anderen Erzieher zu bewilligen.

Der Herzog lehnte ab.

Vincent entschloß sich, Crichton zu beseitigen.

Als Crichton an einem Sommerabend von einem Spaziergang heimkam, wurde er von vier maskierten Männern überfallen. Es

gelang ihm, drei so schwer zu verwunden, daß sie den Kampf aufgaben; der vierte blieb.

Crichton zerschnitt ihm mit dem Florett die Maske.

Vincent sah ihn an.

Crichton errötete und versuchte zu lächeln. Dann bat er scherzend um Entschuldigung, daß er einige Male so heftig zugestoßen habe. Aber es sei ihm auch nicht einen Augenblick lang der Gedanke gekommen, daß Freunde ihn überfallen könnten. Er hoffte, daß Vincent unverletzt sei. Darauf hob er sein Florett, faßte es, umgekehrt, an der Spitze und überreichte es seinem Schüler.

Crichton mußte seiner Sache sehr sicher gewesen sein. Er verließ sich ganz auf die Wirkung dieser Geste. Er muß wohl die Ueberzeugung gehabt haben, daß es ihm gelingen müßte, auch ohne Waffen oder Worte zu siegen.

Er hat das Abenteuer mit seinem Leben bezahlt. Vincent nahm das Florett, warf es hin und stürzte sich auf ihn.

Crichton war 22 Jahre alt, als er starb.

Brauchen wir eine Weltsprache?

Nachdem das Esperanto sich durch eifrige Propaganda hier und da etliche Anhänger geschaffen hat, hat einer eine neue Weltsprache erfunden, die „Novial" heißt und sich vor dem Esperanto in wesentlichen Punkten auszeichnen soll. Der Wortschatz ist auf möglichste Internationalität eingestellt und die Grammatik leicht faßlich, so daß auch die Sprachunbegabten sich diese Hilfssprache schnell aneignen können. Und dennoch wird sie künstlich hergestellt, ein Surrogat bleiben, bei dem jeder Sprachverständige sich schüttelt, wie wir uns schüttelten, wenn wir Trockenmilch und sonstige Ersatzmittel vorgesetzt bekamen.

Daß die Frage einer Weltsprache aktueller ist als je, soll dagegen nicht bestritten werden. Jeder, der im Auslande reist, weiß, wie notwendig es ist, sich verständigen zu können. In einem Lande hat jetzt eine Zeitung den verdienstvollen Versuch unternommen, festzustellen, wie die einzelnen Menschen sich zu der Idee einer Weltsprache stellen, und zwar hat man auf gut Glück nach dem Telephonbuch an die verschiedensten Berufsklassen kurze Fragen gestellt, deren Beantwortung ein recht interessantes Material erbracht hat.

Von 100 befragten Personen waren 46 der Meinung, daß Englisch sich am besten zur Weltsprache eigne oder doch wenigstens die größten Aussichten habe, einmal die vorherrschende internationale Sprache zu werden. Für das Esperanto als Weltsprache stimmten 10 Personen, — ein erstaunlich hoher Prozentsatz, für die Weltsprache Ido 14, für Spanisch 6, für Französisch 4, die übrigen Stimmen verteilten sich auf deutsch, italienisch und die Sprache einiger anderer Länder. Drei der Befragten hielten eine Weltsprache für völlig überflüssig und meinten, daß alles sehr gut so sei, wie es sich jetzt gestaltet habe.

Aus den Antworten ging weiter hervor, daß die befragten Damen größeres Interesse für die Weltsprachidee hatten als die Herren, wie sie ja auch meist die Sprachenkundigeren sind, was u. a. auch daraus hervorgeht, daß mehrere der Damen, obwohl sie Englisch und Französisch beherrschten, dennoch eine Weltsprache Esperanto oder Ido haben wollten. Unter den Herren dagegen fand sich eine ausgesprochene Hinneigung zu Englisch, besonders wenn sie selber schon diese Sprache beherrschten. Hier ist also das Urteil etwas durch Bequemlichkeit beeinflußt worden.

Man muß die Frage der Weltsprache von zwei Seiten auffassen: einerseits für diejenigen, die in die Fremde gehen und sich durchschlagen sollen, andererseits für alle die Ausländer, die hier bei uns mit einer fremden Sprache sich zusammenfinden wollen. An unseren großen Geschäften hängen Plakate: English spoken ... On parle Français ... Svensk talas ..., ebenso wird man in den eleganten Hotels natürlich sprachenkundige Portiers und Kellner treffen, wahre Allerweltsmeister, die in den Sprachen aller Länder zu Hause sind oder sich doch wenigstens verständigen können.

Aber wenn man als Ausländer in die kleinen Städte und auf das Land kommt, wird die Sachlage wesentlich schwieriger.

Eine Art privater Weltsprache hat sich unter den Seeleuten aller Nationen herausgebildet, was nicht weiter erstaunlich ist, da oft die verschiedensten Rassen und Völker auf einem Schiff zusammenfahren und jeder vom andern ein paar Brocken aufschnappt. Der alte schwedische Trinkspruch „Min skaal, din Skaal, alle vackre flickers skaal" (mein Wohl, dein Wohl, aller schönen Mädchen Wohl) hat sich zum Beispiel die Welt erobert. Ebenso sind vollkommen internationale Ausdrücke: 1 Beer, 1 Whisky, 1 Soda. Was will die Seemannskehle mehr? Damit kommt ein Matrose in allen Häfen der Welt durch.

In unsern Schulen wird fast immer der fremdsprachige Unterricht noch mit Lateinisch oder Französisch begonnen, nur wenige Lehranstalten sind dazu übergegangen, Englisch als erste Sprache dem Unterrichtsplan einzufügen. Auf den ersten Blick könnte es vorteilhafter erscheinen, mit Englisch zu beginnen, da dieses — als die wirkliche Weltsprache — von jedem beherrscht werden müßte, andererseits aber lernt sich Englisch viel leichter als Französisch, so daß man es auch in kürzerer Unterrichtszeit noch fließend beherrschen lernt, während man bei der schwierigen Grammatik des Französischen längere Jahre braucht, um in den Geist der Sprache einzudringen. Außerdem beeinflußt die Beschäftigung mit der französischen und der lateinischen Grammatik das logische Denken äußerst günstig. Für die Volksschulen dagegen wäre es wünschenswert, wenn allgemein Englisch als Unterrichtsfach aufgenommen würde; auf diese Weise sichert man allen Kindern ein Wissen, das für ihr späteres Leben von wichtiger Bedeutung ist.

Wilhelm Tell tanzt Ballett.

Theaterkuriosa.

In der ausgezeichneten von Arthur Kürschner herausgegebenen Halbmonatsschrift „Das Theater" erzählt Max Bauer:

Konrad Ekhof erhielt als Darsteller und Direktor des Gothaer Hoftheaters ein Monatsgehalt von 48 Talern und jährlich 9 Klafter Holz. Allerdings hatte er auch die Berechtigung, Bier zu brauen.

Karl Maria von Weber führte als Hofkapellmeister in Dresden den Taktstock ein. Bis dahin hatte der Dirigent am Klavier gesessen und bei schwierigen Stellen mit der Hand den Takt angedeutet.

Am 3. Januar 1839 wurde, wie die „Wiener Allgemeine Theaterzeitung" vom gleichen Tage meldet, im Hoftheater in Gotha ein Trauerspiel gegeben, das in Briefen abgefaßt war. 26 Personen traten auf und lasen einander ihre Briefe vor.

Heinrich Laube gelang es erst im Jahre 1859, die Aufführung der „Räuber" im Wiener Burgtheater gegen die Zensur durchzusetzen.

In Amsterdam wurde im Jahre 1839 Schillers „Tell" als Ballett gegeben. Zum Schluß tanzte Wilhelm Tell ein Solo.

Shakespeares „Romeo und Julia" und Kleists „Prinz von Homburg" fielen 1821 bei ihren Erstaufführungen im Wiener Burgtheater gründlich durch.

Die Tragödin Händel-Schütz verließ zur Zeit ihres höchsten Glanzes im Anfang des 19. Jahrhunderts die Bühne, um Hebamme zu werden.

In Linz a. D. wurde 1836 „Faust" wegen „seiner vielen Anstößigkeiten" verboten.

Am 15. Mai 1838 fand Friedrich Wilhelm III. bei der Erstaufführung des „Faust" im Berliner Kgl. Schauspielhaus das Flohlied so unanständig, daß weitere Aufführungen des Dramas unterbleiben mußten.

Laut Kabinettsorder Friedrichs des Großen vom 21. Juni 1771 durfte sich kein Schauspieler in Halle und zwei Stunden in dessen Umkreis aufhalten. Wohl um die Studenten nicht zum Komödienspielen zu verführen.

Aus aller Welt.

Palmsonntag — der Schäppelitag in der Schweiz. In der Schweiz heißt der Palmsonntag der Schäppelitag. Der Palmsonntag ist also ein Kränzchentag, weil an diesem Tage von der Jugend aus den ersten Frühlingsblumen, die in den Tälern blühen, viele Kränze gewunden werden. Das Blumenpflücken und Kränzewinden ist eine Festlichkeit, an der sich zunächst nur Jungen und Mädchen und weiter noch die Ledigen beteiligen dürfen. Während die älteren Mädchen die Kränze winden, mit denen sich nachher die Jugend ausschmückt, stellen sich die älteren Jungen aus Weiden Pfeifen her. Dann geht es unter Singen, Pfeifen und Fahnenschwenken in geschlossenem Zuge zurück in den Ort. Dort wird der Zug schon von Eltern, Verwandten und anderen älteren Ortsbewohnern erwartet, die sich der Jugend anschließen. Erst jetzt wird der Schäppelitag zu einem allgemeinen Festtage.

Ein Giorgione in Budapest aufgefunden. Das Museum in Budapest enthält ein Bild: „Die Hirten vom Berge Ida", das bisher als zeitgenössische Kopie eines Bildes von Giorgine galt. Ungarische Kunstgelehrte haben nunmehr gemeinsam mit dem englischen Kunsthistoriker Sir Martin Conway festgestellt, daß das Bild keine Kopie, sondern ein Originalwerk Giorginos darstellt, das aus der Jugendzeit des Malers stammt. Das Bild, das die charakteristischen Eigenheiten des jungen Giorgione — er hat es mit ungefähr 18 Jahren gemalt — zeigt, soll einen Wert von 40 000 bis 50 000 Dollar haben.

Fröhliche Ecke.

Allein. Eine streitsüchtige junge Frau schimpfte mit dem Autoführer, weil er auf ihre Zehe getreten sei. — Als sie endlich still war, fragte er, wohin sie fahren wolle. — „Bahnhof," knurrte sie. — „Allein?", fragte er. — „Ja." — „Hm, das wundert mich nicht."

Die gute Lehre. Ein Bauer erwischte einen Jungen beim Aepfelstehlen und brachte ihn zum Lehrer. Der war ein gutmütiger Mann. — „Du mußt doch gewußt haben, daß Stehlen schändlich ist," sagte er. „Und auf jeden Fall hätte dir dein Gewissen doch sagen müssen, daß der Mann dich gesehen hat."

Die Zeit, wo Frauen Männerlöhne bekommen. „Die Zeit wird kommen," rief der Redner, „wo Frauen Männerlöhne bekommen werden." — „Ja," sagte ein kleiner Mann in einer Ecke. „Nächsten Freitag abend."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.